

Spott-Revue

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **96 (1970)**

Heft 46

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Nutzungsbedingungen

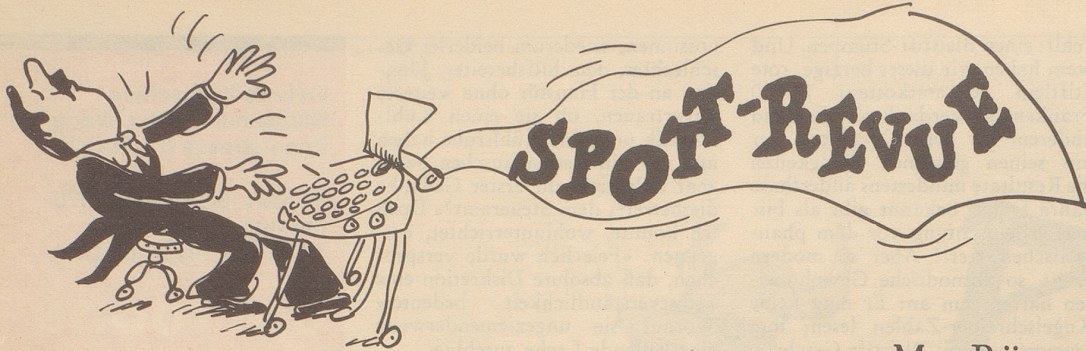
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



von Max Rüeger

Schilder am Eingang

Die Politik, sie war ja schon immer ein rauhes Geschäft. Aber man erlebte doch Zeiten, in denen, bei allen Gegensätzlichkeiten, die Auseinandersetzungen auf einem Niveau stattfanden, das dem Betrachter der Szene eigene Urteile ermöglichte.

Seit einigen Monaten nun hat das internationale politische Vokabular sich mit Formulierungen und Kraftausdrücken angereichert, die vordem der Gasse reserviert schienen, denen jedoch der Einbruch in Manuskripte von Staatsmännern und Parlamentariern gelungen ist.

Prominentester Benützer rhetorischer Ferkelleien auf höchster Ebene wurde mittlerweile Amerikas Vize-Präsident Spiro T. Agnew, dessen Angriffe gegen Andersdenkende (neben permanenten Vergewaltigungen der englischen Grammatik) sich durch geradezu erschütternde Absenz jeglichen Formats auszeichnen. Agnew pflegt vor allem an caritativen Dinners zugunsten der republikanischen Parteikasse in Fahrt zu kommen, dort jubeln seine Freunde entzückt, wenn sie, zwischen Steak und Pudding, von

«Gangstern», «Halunken», «stinkendem Abschaum» hören.

Aber auch in unserem nördlichen Nachbarland ist die Sprache schärfer geworden. Die Bonner Opposition hat der Regierung den totalen Kampf angesagt, die Massenblätter des Springer-Konzerns stehen ihr hilfreich zur Seite, und selbst wer durch regelmäßige, rein informative Lektüre durch regelmäßiges, rein informatives Anhören von Artikeln und Reden eines Franz Josef Strauß doch einiges an Demagogie zu verarbeiten imstande ist, wird langsam im Glauben bestärkt, daß die nahe Zukunft wieder vermehrt ferne Vergangenheit aktivieren könnte.

Der «nationale Amoklauf» («Die Tat») beginnt sich auszuwirken, das zeigt eine Nachricht aus Bayern, die man dreimal überlesen muß – und die man immer noch nicht begreift.

Bayerische Wirte brachten an den Eingangstüren zu ihren Lokalen Schilder an mit der Aufschrift «Betreten für Gastarbeiter verboten».

Zornige Bürger erhoben Strafanzeige wegen Volksverhetzung. Die Staatsanwaltschaft des Oberlandesgerichtes München wies sie jedoch ab mit der Begründung, dieses De-

likt könne nur «gegen Teile der Bevölkerung» verübt werden – und «Teile der Bevölkerung» im Sinne des Paragraphen seien Gastarbeiter nicht.

Es mag nun Leute geben, deren Entsetzen sich ob dieses Tatbestandes in Grenzen hält, weil die Meldung für sie keine Ueberraschung bringt. Sie sahen solches kommen, als logische Folge einer Entwicklung, die längst schon die schummrige Unwirklichkeit der Andeutung hinter sich gelassen hat.

Diese Leute sind mir offensichtlich um vieles voraus. Für einmal halte ich jedoch meine Rückständigkeit, auf der sich mein Grauen gründet, als positive Eigenschaft. Der Verdacht ist nämlich kaum von der Hand zu weisen, daß die scheinbar abgeklärte Analyse parallel läuft mit achselzuckender Resignation, mit der bereits vorgenommenen Etablierung eines Zustandes, der die über alle Maßen schrecklichen Schilder ermöglichte. Es gilt natürlich – will man generelle Schlüsse ziehen – klar zu differenzieren. Da sind die Gaststättenbesitzer einerseits – deren Gesinnung wohl allzu eindeutig ist, als daß sie näherer Erläuterung bedürfte. Da ist – zum andern – die Reaktion eines Bevölkerungsteiles zu vermerken, der rechtliche Schritte unternahm und damit durch schärfstmögliche legale Mittel eingriff. Ungutes fand also Widerstand.

Die Gewichte verschieben sich aber endgültig in Richtung Skandal durch den Entscheid der angerufenen Rechtsinstanz. Die arabesk verschlungene und durch keine noch so verwegene Geistesakrobatik zu erklärende Paragraphen-Ausdeutung verhilft diesen verbrecherischen Wirtshaus-Schildern zu fataler Legalität.

Und da ist der Punkt erreicht, wo man es niemandem mehr verübeln kann, wenn er unwillkürlich um einige wenige Jahrzehnte zurückzudenken beginnt, wenn ihn Eiseskälte überläuft, das Blut stockt.

Nein, nein – der Zeitpunkt für Erklärungen – selbst wenn sie keine Entschuldigungen sind, wäre denkbar ungeeignet.

Hier muß der Schock mit brutaler Härte treffen, muß das Entsetzen wirken und Wirkungen zeitigen. Hier pfeife ich auf diejenigen, die immer schon alles kommen sahen,

die der Unfaßbarkeit gleichsam gefaßt gegenüberstehen, die nur analysieren und nicht rebellieren.

Die Schilder der bayerischen Wirte haben vordergründig präsent zu sein. Der Spruch der Staatsanwaltschaft des Oberlandesgerichtes München desavouiert leider einen Protest, den man nun nur noch am Rande zur Kenntnis nehmen kann, weil er abgewiesen wurde.

Und mit einiger Beklemmung haben auch wir uns zu fragen, ob ähnliche Anschriften so gänzlich unmöglich wären in diesem Lande. Wohl dem, der das aus felsenfester Ueberzeugung bejahen kann.

Die Zeit, die Märchen wahr macht...

Mit demonstrativer Routine stand der kleine Blondschoß im Tür Rahmen zum Foyer.

«Weisch, ich bin halt scho zum dritte Mal im Theater» teilte er einer Winzigkeit von Mädchen mit, der rote Flauschmantel drängte sich in eine Ecke, seine Trägerin war ausreichend damit beschäftigt, das Gerangel an der Kasse und bei den freundlichen Garderobefrauen zu bestaunen.

Nun werden also, Mittwoch-, Samstag- und Sonntagnachmittags, wieder Bühnen verwandelt in Zaubervälder, Königsschlösser, tanzen Fliegenpilze Ringelreihn, treiben Hofschranzen allerlei Unsinn, schläfern Wundertränklein böse Poltermänner ein, siegt das Gute auf der ganzen Linie.

Und im Parkett glühen Kinderwangen, jubelt und schreit es aus offenen Mündern, wird geliebt und gehaßt mit klopfenden Herzen.

Märchenvorstellungen haben das dankbarste, aber auch das kritischste Publikum. Kinder sind nicht zu Konzessionen bereit, sie reagieren spontan und unmißverständlich. Wenn eine Prinzessin vom Bannfluch getroffen und in eine Hexe verwandelt wird, hat das ungeheuerliche Geschehen technisch reibungslos zu funktionieren. Und sollte ein verspäteter Bühnenarbeiter nach Aufgehen des Vorhanges in die Soffitten fliehen, kann er nicht mit nachsichtigem Raunen rechnen, sondern hat er sich mit Hohngeschrei abzufinden.

Märchennachmittage im Theater bedeuten mir sehr viel. Ich liebe das Ambiente der summenden Vorfreude, der ungezügelter Begeisterung, die sich ohne Vorbehalte äußert.

Ich werde aber auch fuchsteufelswild, wenn sich auf der Bühne häßliche Schmiere in billigsten Dekorationen breitmacht. Tröstlich bleibt da jeweils nur, daß die kleinen Zuschauer ebenfalls sofort merken, was sie nicht hätten merken sollen. Wenn hier nun auf die diesjährige



Aufführung im Hechtplatz-Theater Zürich hingewiesen wird, so deshalb, weil sie unter anderem aus einem bestimmten Grunde ganz besonders hübsch gelungen ist. Der bestimmte Grund: man spielt ein Stück, das praktisch niemand kennt, die Kinder geraten also unvorbereitet von abendlichen Geschichten am Bettrand ins Geschehen. Alles ist für sie neu, keine Figur hilft ihnen rettend über eventuell unverständliche Passagen hinweg, kein Froschkönig, der ihnen vertraut ist, kein Dornröschen, kein Hans im Glück.

Dadurch wird natürlich die Aufgabe für Bearbeiter, Regisseur und Darsteller recht schwierig.

Das Märchen heißt «Das Zirkusabenteuer oder Der gestohlene Kater». Darin wird von einem Kater berichtet, der sprechen kann, von seiner Freundin, dem Blumenmädchen, das zu wenig Blumen verkauft hat und nun einen alten Trödler bittet, ihnen zu helfen. Der wunderliche Mann ist natürlich ein lieber, er pflegt obendrein auch noch den David, den fand er als Findelkind in einem – Schirmständer.

Vom sprechenden Kater hört dann im dramaturgisch richtigen Moment der Zirkusdirektor Hämpfeli – das wäre für ihn eine Sensation im Programm. Herr Hämpfeli möchte den Kater kaufen, aber das wollen die andern nicht. So stiehlt er ihn einfach, mitten in der Nacht! Das Blumenmädchen und David jedoch suchen und suchen und suchen nach Florian Schnurr – selbstverständlich gelingt es, ihn aufzustoßern, er wird befreit und der schlimme Zirkusdirektor von der gerechten Strafe ereilt.

Eine reizende, einfache Geschichte, aus der nun eine bezaubernde, unkomplizierte, fröhliche Märchenaufführung geworden ist. Raoul Bärlocher hat sie geschrieben und inszeniert. Er traf Sprache und Vorstellungswelt der Kinder bis auf ganz wenige Momente sehr genau und richtig. Zusätzlichen Spaß hat-

ten – vor allem die erwachsenen – Premierenbesucher an seinem Trödler Ambrosius Wurmstichli: Bärlocher mußte im allerletzten Augenblick für einen plötzlich erkrankten Kollegen einspringen, und wie er das tat, wie er auf zwei, drei Zwischenfällen reagierte, das bereitete großes, echtes Vergnügen. Er realisierte darüberhinaus ein paar Dinge, die viel Verständnis für kindliche Phantasie verraten: ein mächtiges Bügeleisen glüht veritable wie zehn Sonnenuntergänge zusammen, es dampft und raucht obendrein wie der Stromboli vor dem Verlöschen.

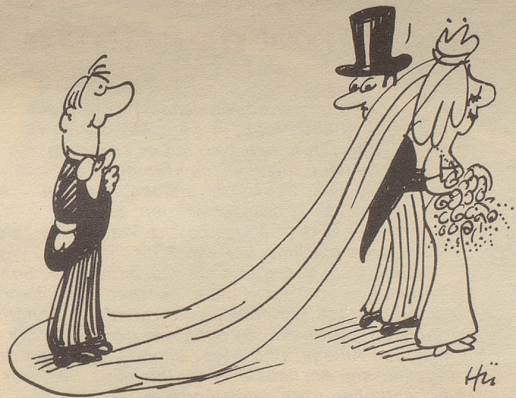
Die Darsteller sind mit Freude bei der Sache. Ines Torelli hüpf und

krault und miaut als Kater Schnurr durch die Szenen, daß sie von Anfang an des Interesses der Kinder an ihrem bewegenden Schicksal gewiß sein kann. Vincenzo Biagi hat den bösen Zirkusdirektor Hämpfeli zu spielen. Natürlich jubelt der Saal, wenn er am Ende in den Käfig gesperrt wird – aber neben seinen Schelmereien ist er ein gar munterer Geselle, und Biagi vermeidet es geschickt, permanent unsympathisch zu sein. Wenn er, in Zipfelkappe und wallendem, weißen Nachthemd, durchs Zirkuszelt schlafwandelt – also nein, da brach ich einfach beinahe zusammen. Hübsch, lieb, natürlich das Blumenmädchen (Rosemarie Pfluger),

purzelnd heiter Juliane Vonderlinn als weiblicher Clown Pulcinella, und Martin Kempf ist ein so mutiger Angsthase David, daß ihn die kleinen Zuschauer richtig mögen.

Eine erfreuliche Edi Baur-Produktion der Zürcher Märchenbühne, die das allererfreulichste aber dem Manne verdankt, der nun zum xten Male die Décors zauberte: Max Röthlisberger. Was Röthlisberger wiederum in den engen Bühnenrahmen stellte, das ist wunderschön. Dieser Trödlerladen mit den tausend verstaubten Kleinigkeiten, der feine Zirkus, der sanftblaue Zwischenvorhang mit der Zürcher Stadtsilhouette: da kann man nur noch frohen Herzens genießen.

Hochzeitsfeier



Plötzli, wie us heitrem Himmel
bringt de Pöschter eim en Brief.
D Schrift uf dr Adrässe chunnt dr
doch bekannt vor, so chli schief ...

Ja natürli: s Dorli Meier,
Jugendfründin vo de Frau,
ladet ii «zur Hochzeitsfeier
Samstag auf Schloß Sommerau».

s Dorli Meier isch e netti,
und en ordligs na derbii.
Aber trotzdem, säg i, wett i
lieber nöd Bruutführer sii.

Uenggle lotse, Tante gschweige,
Gruppe-Photi arrangiere,
und em Schwager d Chile zeige.
Und dänn, nach de halbe viere

luege, daß die ganz Verwandtschaft
weiß: Das isch de richtig Bus
für es Fährthli quer dur d Landschaft.
Z hinderscht gitt sich s Paar en Chuß.

D Herre i de schtiiffe Chräge
händ scho roti Chöpf und schwitzed.
Und im Schluß muesch allne säge
wo und näbet wem sie sitzed.

Hocket jede a siim Tischli
gitts zur Vorschpiis tämpfti Fischli.
Und, nach Tournedos und Cassata,
söttsch e Produktion parat haa.

Schnitzelbänk mit glatte Sache
über Bruut und Brütigam.
Aber druuf vergaht der s Lache,
dänn du lisisch Telegramm.

Brüt-Tanz (meischstens ischs en Walzer)
d Gotte fröget: «Dorli – gfallts dr?»
d Bäsi Gret frögt s Dorli au.
Und de Vetter Franz isch blau.

Früntli schmunzlet mer, wänn s Päärli
gäg die zwei seit: «Soo – mir gönd.»
Alls isch grüert und findt, s seig herrli,
wie die beide sich verschtönd.

Schtunde schpöter, gäg de Morge,
schpillt s Klavier «Auf Wiedersehn».
Uf de Heifahrt über Horge
ggeinet mer: «Es isch scho schön,

wien es Hoochsig halt, wänn's gglingt,
d Mänsche nöcher zämebringt.»

